

Materialsammlung für die Seniorenarbeit

Bausteine für Gruppen

Als Downloads verfügbar unter: www.mission.de



Freddy Dutz
Leiterin des Pressereferats

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
»Dass Gott uns eine Tür für sein Wort auftue«	
<i>Über die Wurzeln der Weltmission und was sie heute bedeutet</i>	3
Gebete	4
Witwen – Frauen wie alle anderen?	
<i>Bibelarbeit</i>	5
<i>Witwen in Ghana und Togo</i>	7
Gräber helfen uns zu leben	8
Das Fass ohne Boden	
<i>Eine fast wahre Geschichte</i>	9
Kultur geht durch den Magen	
<i>Über Religion, Tabus und moderne Heilslehren</i> ...	10
Schnaps für die Seelenwanderung	
<i>Bolivien zwischen Tradition und Christentum</i>	13
Ganz schön alt!	
<i>Anmut, Würde, Weisheit – Alter in der Dritten Welt</i>	15
Schreibwerkstatt	17
Staatlich gestattete Vergewaltigung	
<i>Die so genannten Trostfrauen – „Comfort Women“ – des japanischen Militärs</i>	18
Literaturliste	19

Impressum

Herausgeber: Evangelisches Missionswerk in Deutschland (EMW) für die Träger von mission.de
Redaktion: Freddy Dutz (verantw.)
Designkonzept: Buttgereit und Heidenreich, Haltern am See
Layout: Birgit Regge
Druck: MHD Druck und Service, Hermannsburg
Fotos: Heiner Heine, Guido Simons (S. 13), Wolfgang Schmidt (S. 15)

Editorial

Liebe Leserin, Lieber Leser,

ging es Ihnen auch so: als Kind beim „Vater-und-Mutter“-Spielen wusste ich genau, wie die Rolle, die zu übernehmen war, auszufüllen ist. „Oma und Opa“ haben wir aber nie gespielt. Sie? Vielleicht weiß ich deshalb nicht, wie es sich anfühlt, alt zu sein? Wahrscheinlich ist das aber auch gut so, denn um uns herum gibt es so viele Lebensentwürfe von alten Menschen, dass sie kaum zu beschreiben sind. Und wenn wir über unseren Tellerrand blicken, sehen wir unzählige weitere.

„Ganz schön alt“ heißt ein Text in dieser Broschüre (entnommen der Zeitschrift EineWelt, die Sie im EMW bestellen können) und die Mehrdeutigkeit, die dieser Überschrift innewohnt, soll durch dieses Heft führen – auch wenn nicht alles, was es hier zu lesen gibt „schön“ ist.

Die Texte sollen Ihnen Lust machen, sich mit dem Thema „So leben Senioren anderswo“ zu beschäftigen. Ihr regionales Missionswerk oder Ihre Gemeinde haben weitere Anregungen für Sie parat.

Dort finden Sie auch Unterstützung, wenn Sie, auf den Geschmack gekommen, sich selbst auf den Weg zu Ihrer Partnergemeinde nach Übersee machen wollen. Oder, wenn Sie Ihrerseits Gastgeber sein möchten.

Da fällt mir eine Begebenheit ein:

Grundschullehrerin Luise, damals etwa 50 Jahre alt, kümmerte sich um ihre 75-jährige Großtante Agathe, eine ehemalige Krankenschwester. „Tantchen“, hub Luise an, „lass uns in den Ferien in den Schwarzwald fahren.“ Noch bevor sie die Vorzüge für Gesundheit und Wohlbefinden aufzählen konnte, sagte Agathe: „Papperlapapp. Da fahr ich hin bevor ich sterbe,“ und reiste in jenem Jahr für drei Wochen in einen Kibbutz nach Israel, und ein Jahr später besuchte sie ein Missionsprojekt in den Anden, das sie unterstützte. Mit 83 reiste sie dann mit Luise in den Schwarzwald – es war ihr letzter Urlaub.

So viel zum Thema „so leben Senioren“.

Lassen Sie mich Ihre Erfahrungen mit diesem Heft wissen. Was hat Ihnen gefallen, was ist verbesserungswürdig? Ein zweiter Band kann von Ihnen profitieren.

Ich wünsche Ihnen eine gesegnete Zeit.

Mit herzlichen Grüßen

Freddy Dutz
Leiterin des Pressereferats im EMW



»Dass Gott uns eine Tür für sein Wort auftue«

Über die Wurzeln der Weltmission und was sie heute bedeutet

Die Missionsbewegung war von Anfang an ein Motor der Horizontweiterung, der Vernetzung, der Überwindung von Rassismus und Nationalismus. Bartholomäus Ziegenbalg, der erste lutherische Missionar in Indien, legte sich sogar mit der Kolonialregierung an. Was bedeutet Mission für uns?

Vor 300 Jahren brachen die ersten beiden evangelisch-lutherischen Missionare, Bartholomäus Ziegenbalg aus dem ostsächsischen Pulsnitz und Heinrich Plütschau aus Wesenberg in Mecklenburg, mit dem Segelschiff von Kopenhagen in die dänische Handelskolonie Tranquebar nach Südostindien auf. Die langen Stunden an Deck verbrachten sie mit Gebet und Studium der Heiligen Schrift. Auch sie haben sich in Fürbitte auf ihren Einsatz vorbereitet, »dass Gott eine Tür auftue« für die frohe Botschaft des Evangeliums.

Am 9. Juli 1706 sind sie angekommen. Das Jubiläum der Landung wurde auch in Indien gefeiert. Der indische Staat würdigte die kulturellen Verdienste Ziegenbalgs, wie beispielsweise die Einführung der Druckerresse, die erste Mädchenschule in Indien und die Tamil-Grammatik, mit einer Sonderbriefmarke.

Ziegenbalg und Plütschau reisten im Auftrag des dänischen Königs Friedrich IV. und mit dem Segen des Bischofs von Kopenhagen nach Indien. Die Rechte und Pflichten dieser beiden »königlichen Missionare« im Gegenüber zur Ostindischen Kompanie, die ausschließlich dänische Handelsinteressen verfolgte, waren nicht klar geregelt. Schnell kam es zu Konflikten, besonders zwischen Ziegenbalg und dem Kommandanten der dänischen Kolonie, Johan Sigismund Hassius.

Nach zwei Jahren Missionarsarbeit wird Ziegenbalg am 19. November 1708 verhaftet. Eine Anklage wird nie erhoben. Dennoch sitzt er mehr als vier Monate in der dänischen Festung »Dansborg« ein. Erneut nutzt er die langen Stunden der Haft und Einsamkeit zum Gebet und zum tieferen Verständnis der Heiligen Schrift. Die Bibel wurde dem Gefangenen zugestanden. Nach einem Monat auch etwas Papier und ein Bleistift.

Selbstverständlich findet Bartholomäus Ziegenbalg im Gefängnis Trost in seinen Vorbildern im Glauben, die Haft und Verfolgung erdulden mussten wie Paulus oder Jeremias. In der Vorrede zu seiner Schrift »Der gottgefällige Lehrstand« klagt Ziegenbalg, »dass viele Heiden durch die europäischen Christen allhier bisher an ihrer Bekehrung gehindert worden sind, teils wegen

ihres ärgerlichen Lebens, teils aber auch wegen derjenigen unchristlichen Prozeduren, die sie mit mir und meinem Herrn Kollegen vorgenommen haben.«

Ein Missionar im Gefängnis? Was hat er sich zuschulden kommen lassen? Kommandant Hassius verriet dem Missionar Plütschau in einem sehr offenen Gespräch seinen eigentlichen Grund für die Verhaftung: »Ich halte ihn für einen Thomas Müntzer, der Rebellion hat anrichten wollen.« Etwa sechzig Jahre nach der Verhaftung erklärte man in Halle, die Verhaftung »rührte aus der unbegründeten Besorge, ... dass durch die Bekehrung der Heiden ihrem Handel oder anderen fleischlichen Absichten einiger Nachteil zuwachsen, auch die Sklaven sich ihrer Schuldigkeit zu entziehen veranlasst werden möchten.« Die Angst der Obrigkeit vor dieser Wirkung der Mission wäre somit der Auslöser der Verhaftung gewesen. In der öffentlichen Meinung wird Mission nicht selten als kolonialistisch abqualifiziert. Mission wird heute häufig angesehen als intolerante Kulturzerstörung. Von »missionarischem Eifer« wird gesprochen, um einseitige, unbelehrbare Fanatiker abzuqualifizieren, die unfähig sind, anderen überhaupt zuzuhören, andere Meinungen gelten zu lassen und die alle bekehren wollen.

**Nach zwei Jahren
Missionarsarbeit verhaftet. Eine
Anklage wird nie erhoben.**

Mission in Glaubensfragen hat in vielen nicht-kirchlichen Kreisen keinen guten Ruf. Auch innerkirchlich werden Menschen, die sich überzeugt für Anliegen der Weltmission einsetzen, gelegentlich als rückständig, arrogant oder naiv angesehen. Je kritisch distanzierter wir innerkirchlich von Mission sprechen, umso mehr wird der Begriff im säkularen Sprachgebrauch wieder hoffähig.

Gebete

Mission behält die Absicht, andere Menschen zu überzeugen ... aber sie tut dies in Demut und Lernbereitschaft.

Wir lesen von der »Kongo-Mission« der Bundeswehrsoldaten zur Absicherung der Wahlen in diesem vom Bürgerkrieg gezeichneten Land. Der Begriff »Mission« taucht auf, wenn zielorientiert geplant und gehandelt wird – vom packenden Agenten-Thriller »Mission impossible« bis zum »mission statement« einer internationalen Firma, die neue Märkte erobern und Bedürfnisse für ihre neuen Produkte wecken will. Dass jemand seine »Mission« klar benennen kann, sie konsequent verfolgt, trotz Rückschlägen nicht aufgibt und das Ziel mit einer hohen Erfolgsquote erreicht, gilt in Wirtschaftskreisen und im »American Way of Life« als eine Auszeichnung.

»Mission« ist längst kein altägyptischer, verstaubter Begriff mehr, jedenfalls im nicht-kirchlichen Sprachgebrauch und solange es nicht um Glaubenssachen geht. Denn da soll gemäß öffentlicher Meinung weiterhin jeder nach seiner Façon selig werden dürfen, wie man sagt. Religion sei schließlich Privatsache, solange kein Karikaturenstreit ausbricht, oder?

*Pfarrer Michael Hanfstängl,
Direktor des Leipziger Missionswerkes*

aus: mission.de Materialheft 1: Studientexte, Reportagen, Hintergründe, S. 17

Die vollständige Fassung dieses Textes finden Sie im Download-Bereich der Website www.mission.de

Aus der Zerrissenheit unseres Alltagslebens
kommen wir zusammen,
um Ganzheit zu finden.
Vielerlei Kummer und Sorge,
vielfältige und unterschiedliche Ziele
trennen uns voneinander und
spalten uns selbst.
Doch wir wissen,
dass kein Ast vollständig von dem
Baum des Lebens abgebrochen wird,
der uns alle erhält.
Der lebendige Geist Gottes
ruft uns zusammen
zu Zeugnis, zur Feier und zum Kampf.
Lasst uns einander die Hände reichen,
wie Gott uns seine Hand entgegen steckt. Amen.

Großer Gott,
wir danken dir für deine Gemeinde,
für die Gemeinschaft aller Gläubigen.
Wir danken dir für alle Männer und Frauen,
die du in die Nachfolge deines Sohnes
Jesus Christus gerufen hast.
Wir danken dir für die Erneuerer deiner Kirche,
für alle, die deine frohe Botschaft in Treue
lernen und verkünden,
die ihre Nächsten in Liebe dienen.
Aus dieser Dankbarkeit heraus bitten wir
für Christen auf der ganzen Welt,
für unsere Nachbargemeinden
und Kirchen am Ort,
sowie für unsere Gemeinde.
Schenke uns allen den Glauben und die Kraft,
in Gerechtigkeit auszuhalten.
Erinnere uns an den Auftrag,
in alle Welt zu gehen
und deine frohe Botschaft zu verkünden,
Heil und Frieden zu verbreiten.
Großer Gott, du hörst unser Gebet.
In deinem Namen sagen wir Amen.

Der Herr des Lebens,
des Erbarmens und der Genesung
ist mit uns immer und überall.
Er hält uns die Treue, führt uns
und gibt uns seinen ewigen Frieden
in Ewigkeit. Amen



O Gott,
zu lange hat die Welt zu Vergeltung und Krieg gerufen,
und unsere Toten liegen verstreut über die blutenden
Jahrhunderte.
Aber du zerbrichst den Bogen und zerschmetterst den
Speer,
du rufst uns auf, Samen des Friedens inmitten der
Verzweiflung zu säen.
Hilf uns, auch die kleinsten Keimlinge zärtlich aufzu-
nehmen und sie da zu pflanzen, wo sie sicher wachsen
können und Blüten der Hoffnung werden. Amen

Herr,
unsere Welt ist voll Durst und Hunger, unbefriedigt und
hilflos. Es sind Nöte da, aus denen es scheinbar keinen
Ausweg gibt. Menschen suchen nach Sinn und Erfü-
llung und geraten nur tiefer in Sinnlosigkeit und Angst.
Du, nur du allein,
kannst alle Sehnsüchte stillen. Du hast Wege der
Hoffnung bereit. Du willst erquicken, denn in dir ist die
Quelle des Lebens.
Sende Boten, die in deinem Namen Hunger und Durst
stillen und
Wege des Friedens verkünden. Wir gehören zu dieser
Schar der Boten, aber wir brauchen Kraft aus deiner
Quelle, Licht von deinem Lichte und Weisheit, die
gerechten Wege zu gehen. Lass uns deinen Ruf und
deine Zusage immer neu vernehmen.
Erfüllt von deiner Liebe und durchdrungen von deinem
Licht, preisen wir dich, jetzt und ewig. Amen

Herr Gott,
Wir stehen vor einer dramatischen Situation,
die wir verschuldet haben
durch unsere Habgier, unsere Intoleranz,
unsere Verantwortungslosigkeit und unsere Bosheit.
Vergib uns unsere Schuld.
Vergib uns die Schuldgefühle, die Furcht und die Not,
die durch die Situation von Migrantinnen und Migranten
bei uns ausgelöst wird.
Die Situation verlangt nach Liebe, Verständnis und
Unterstützung,
doch wir sind resigniert, abweisend und habgierig,
wir lügen und betrügen und zeigen Verachtung.
Dadurch wird die Situation noch schlimmer.
Vergib uns, Herr,
durch Jesus Christus, unser Versöhnner. Amen.

*Diese und weitere Gebete finden Sie in: „Werdet weise
und verständig ...“ Gebete aus der Ökumene 6, EMW,
Hamburg 2008, ISBN 978-3-921620-75-5*

Witwen – Frauen wie alle anderen?

Bibellarbeit

**Lernen Sie Lebensbedingungen verwitweter
Frauen in biblischer Zeit und heutzutage
kennen.**

1. Schritt: Austausch über die Situation von Witwen
in unserer Gesellschaft Identifikation von Problemfel-
dern

Schreibgespräch – Gespräch im Plenum (45 Min.)

In unserer Gesellschaft wird die Situation verwitweter
Frauen meist individuell betrachtet. Vielleicht hilft die
Auseinandersetzung mit Einzelschicksalen, die den
Teilnehmenden bekannt sind, das Gemeinsame der
Situation zu erkennen.

Anleitung Schreibgespräch: Die Teilnehmerinnen
gruppieren sich stehend zu 5 bis 6 um einen großen
Papierbogen, auf dem schon deutlich das Stichwort
„Witwen ...“ steht.

1. Phase: Die Teilnehmenden notieren wortlos
Begriffe zum Thema „Witwen“ auf dem Bogen, die
von den anderen schriftlich kommentiert werden.
Unterstreichungen, Ausrufezeichen, Kommentare
und/oder Gegenfragen sind möglich.
2. Phase: Die Aussagen werden in der Kleingruppe
besprochen. Jede Gruppe hält am Ende die drei
wichtigsten Aussagen fest.
3. Phase: Gespräch im Plenum. Jede Gruppe stellt
ihre drei wichtigsten Aussagen vor. (30 min.)

2. Schritt: Biblische Aussagen zur Situation von
Witwen; Gruppenarbeit zu biblischen Texten; Auswer-
tung im Plenum (45 Min.)

In Israel gehörten die Witwen zu den sozial
besonders benachteiligten und gefährdeten Gruppen,
die des besonderen Schutzes bedurften. Es kam häufig
vor, dass Witwen, vor allem, wenn sie Kinder hatten, in
eine Notlage gerieten. Witwen gehörten darum mit den
Fremden und den Waisen, die ebenfalls nicht mehr im
Schutz einer eigenen Familie lebten, zu denjenigen, die
durch die religiöse Gesetzgebung geschützt wurden.
Die Einrichtung des Levirats (Schwagerehe) war zu
alttestamentlicher Zeit eine wichtige Einrichtung zur
Versorgung der Witwen. Gott selbst wird als der
Beschützer aller Schwachen gesehen, und da dazu auch
die Witwen gehören, sind sie der Mildtätigkeit des
Volkes empfohlen.

Anleitung: Gruppenarbeit zu biblischen Texten: Die
Gruppe teilt sich in zwei Hälften. Eine Gruppe bearbei-

tet die Texte des AT anhand der vorgeschlagenen Fragen, die andere Gruppe die Texte des NT. (30 Min.)

Auswertung im Plenum: Im Plenum wird berichtet, was die Gruppen herausgefunden haben, was sie verwundert hat, was sie wichtig finden usw. Die biblischen Texte aus AT MW/NT sollten zu diesem Zeitpunkt allen Teilnehmerinnen vorliegen.

Ergebnissicherung: Es ist sinnvoll, dass die wichtigsten Ergebnisse für alle sichtbar auf einer Wandzeitung oder Tafel festgehalten werden.

In Israel gehörten die Witwen zu den sozial besonders benachteiligten und gefährdeten Gruppen, die des besonderen Schutzes bedurften.

3. Schritt: Folgerungen aus den biblischen Texten für die heutige Zeit; Plenumsgespräch (25 Min.)

Im letzten Schritt soll über die Vergleichbarkeit der Lebenssituation von Witwen in biblischer Zeit und heute nachgedacht werden. Die Situation von Witwen in unserer Gesellschaft ist oft nicht in erster Linie durch wirtschaftliche Not geprägt, sondern durch Isolation und Vereinsamung. Es gibt aber durchaus Beispiele für einen gelungenen Lebens-Neubeginn bei verwitweten Frauen. Sicher lohnt es sich, einmal genauer darüber nachzudenken, unter welchen Bedingungen ein positiver Neubeginn gelingen kann und was die Umgebung verwitweter Frauen dazu beitragen kann.

Obwohl sich die Lebenssituation von Witwen in unserer Zeit erheblich von der sozialen Wirklichkeit unterscheidet, die den Hintergrund für die behandelten Aussagen aus der Bibel bildet, ist eines festzuhalten: Menschen, die aus den unterschiedlichsten Gründen aus dem selbstverständlichen Schutz von sozialen Verbänden/Familien herausfallen, bedürfen der besonderen Aufmerksamkeit, Zuwendung und Unterstützung der christlichen Gemeinde. Zu dieser Gruppe gehören neben vielen Witwen – wie damals – die Fremdlinge, aber sicher auch andere Menschen, die damals nicht im Blick waren!

Anleitung: mögliche Leitfragen für das Plenumsgespräch

- Wir haben einige Dinge herausgefunden über die Situation von Witwen in Israel, über die Bestimmungen zu ihrem Schutz und die Sichtweise, dass Gott selbst der Beschützer der Witwen ist. Wenden wir uns noch einmal unserem Schreibgespräch zu, wo wir zunächst über die Witwen in unserer heutigen Gesellschaft nachgedacht haben. Was denken Sie, was verbindet Witwen von damals und heute und welche Bedingungen unterscheiden sich grundlegend.
 - Gibt es etwas in den alten Texten, das Sie gern für unsere Zeit festhalten würden?
 - Wenn wir den Gedanken ernst nehmen, dass Gott der Beschützer der Witwen und Waisen und Fremdlinge ist – was bedeutet das für uns heute?
- Abschluss: Ein gemeinsamer Abschluss für die Gruppe könnte ein Lied oder ein meditativer Tanz sein.

Für die Bibelarbeit:

Relevante Bibelstellen
1.Könige 17
1.Mose 38
3.Mose 22
5.Mose Kapitel 10; 24; 25; 26
Psalm 146:9
Markus 12, 41-44
Lukas 18
Apostelgeschichte 6
Jakobus 1
1.Timotheus 5

Leitfragen für eine mögliche Diskussion:

1. Wodurch ist die Situation der Witwen geprägt?
2. Welche Rolle spielen Witwen in der Verkündigung?
3. Wie nahmen junge christliche Gemeinden ihre Verantwortung für die Witwen wahr?
4. Diskutieren Sie den vorgeschlagenen Umgang mit Witwen in 1.Timotheus 5



Witwen in Ghana und Togo

Die Lebenssituation von Witwen in Westafrika unterscheidet sich von der in Deutschland lebenden älteren Frauen.

Afrika hat eine junge Bevölkerung. Das gilt auch für Ghana und Togo. Kinder prägen das Bild in den Dörfern und Städten. In Ghana sind 45 Prozent der Bevölkerung unter 15 Jahre.

Der Anteil der älteren Menschen über 65 Jahren macht nur 4 Prozent aus. Die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt 55 Jahre (1994). Die meisten Älteren leben mit ihren Familien und werden von ihnen versorgt. Sie werden respektiert und genießen hohes Ansehen. Sie geben ihre Lebenserfahrungen an ihre Kinder und Enkel weiter und verkörpern so die Tradition und Kultur.

Dieses Bild von der afrikanischen Großfamilie und der Stellung der Alten wird allerdings immer brüchiger. Die afrikanische Gesellschaft befindet sich in einem tiefgreifenden sozialen Umbruch. Die Menschen werden im Durchschnitt älter, und die Zahl der älteren Menschen wächst schneller als die Gesamtbevölkerung. Viele Großfamilien lösen sich auf, und um die Alten kümmert sich dann niemand. Die Abwanderung junger Leute aus den Dörfern in die Städte vergrößert das Problem der Versorgung der älteren Menschen. Immer mehr Ältere in den Großstädten müssen betteln, sind krank, hungrig und warten einfach auf den Tod. Es gibt für sie keine Altersrente und staatlich garantierte Gesundheitsfürsorge.

Für viele Familien, die selbst ums Überleben kämpfen, sind alte Menschen lästige Esser geworden. Wird jemand im Alter ein Pflegefall, stirbt er nach kurzer Zeit, denn es fehlen geeignete Medikamente.

Staat oder die Kirchen reagieren kaum auf diese neue Situation. Vor einigen Jahren wurde in London die internationale Organisation *Help Age International* (Altenhilfe) gegründet, um in armen Ländern alten Menschen zu helfen. Sie ist auch in Ghana tätig – *Help Age Ghana* – und bildet Freiwillige aus die ältere Menschen betreuen wollen.

Die Evangelisch-Presbyterianische Kirche in Togo hat eine Katechetin berufen, die in der Hauptstadt Lome

ca. 300 alleinstehende ältere Menschen betreut und regelmäßig besucht. Ihnen fehlen alltägliche Dinge wie Seife, Medikamente und tägliche Nahrung. In Ghana überlegt der Staat, Altenheime zu bauen. Aber dafür fehlen die Finanzmittel. Vor allem auf die Kirchen kommt in Zukunft eine große Aufgabe zu das Problem der alten Menschen zu erkennen und konkrete Hilfe anzubieten.

Diese Texte sind Material der Norddeutschen Mission entnommen:

*Schritte ins Leben – Witwen in Afrika und Deutschland
Das Leben im Alter: Texte und Bilder zu einer Ausstellung (Ghana, Togo und Deutschland im Vergleich)*

*Zu bestellen: Norddeutsche Mission
Berckstr. 27
28359 Bremen*

»Wer reich ist, kann leicht alt werden«

„Wer reich ist, kann leicht alt werden. Überall in der Welt ist das so, denn Betreuung, Versorgung und Pflege sind kein Problem für Menschen, die bezahlen können. Arme Menschen, die noch dazu auf dem Land leben, können es sich nicht leisten, als zu werden. Und oft werden sie es auch nicht. In Afrika habe ich gesehen, wie schnell Frauen altern: zu viele Schwangerschaften, zu viel und zu schwere Arbeit.“

Schwester Gisela Kausch, Evangelische Diakonissenanstalt, Augsburg

Gräber helfen uns zu leben

»Orte der Erinnerung« sind wichtig für die Gegenwart, auch wenn Trauriges mit ihnen verbunden ist.

„Wo habt ihr ihn hingelegt?“, fragen die Frauen den vermeintlichen Gärtner in der Ostergeschichte. Mit ein wenig Phantasie kann man die Panik hinter dieser Frage spüren. Es ist wichtig zu wissen, wo unsere Toten begraben liegen. Die Mahnmale, von den steinzeitlichen Hünengräbern bis zu den Grabsteinen auf unseren Friedhöfen, sprechen eine deutliche Sprache: Die Lebenden brauchen die Gräber.

Unsere Trauer- und Beerdigungsrituale dienen dem Zweck, den Übergang vom Leben zum Tod zu gestalten, den Abschied, das Loslassen des Toten möglich zu machen, behauptet die Wissenschaft verkürzt. Aber das kann nicht alles sein. Ausführlich lesen wir in 1. Mose 50, wie aufwändig Joseph dafür sorgt, dass sein Vater Jakob in der Höhle des Stammvaters Abraham bei Hebron seine letzte Ruhe findet. Da geht es um mehr als Abschied nehmen.

Das wird auch deutlich, wenn wir die Erfahrungen aus dem Südafrika zu Zeiten der Apartheid bedenken. Aufgrund des „Group-Area-Gesetzes“ wurden damals ganze Dörfer von Bulldozern niedergewalzt und die Dorfgemeinschaften in andere Regionen umgesiedelt. Viele Missionare, die als Seelsorger in den neuen Siedlungen arbeiteten, berichten von immer der gleichen Antwort auf die Frage, was das Schlimmste an den Umsiedlungen sei. „Wir sind von unseren Ahnen getrennt“, sagten die Menschen, die das Trauma der Umsiedlung durchlitten hatten.

Der Ort, an dem die Ahnen ruhen: Das ist ein wichtiger Platz, nicht nur für nomadisch lebende Völker. Vielleicht steckt dahinter das Gefühl, dass wir allein sind in dieser Welt. Als kleine Kinder erlebten wir die Eltern als Mittelpunkt unseres Daseins. Wenn es „draußen“ zu bedrohlich wurde, konnten wir zu ihnen flüchten. Auch Erwachsenen gelingt es nicht immer, sich in dieser Welt geborgen zu fühlen.

Wie viele alte Menschen gehen mit ihrer Einsamkeit zum Grab des verstorbenen Ehepartners, im Stillen auf der Suche nach ein bisschen Geborgenheit.

So sicher wie in Abrahams Schoß möchten wir uns fühlen. Wenn heute Menschen das anonyme „Rasenbeigäbnis“ wählen, dann spricht daraus auch eine trotzige Verachtung für die Kälte einer Welt, in der wir uns fremd fühlen. Das Gefühl der Fremdheit aber löst Angst aus: Fremdenangst, Angst vor Veränderung, Angst vor Verantwortung, vor Krankheit, Katastrophen. Ein Teufelskreis beginnt: Je mehr Angst ein Mensch hat, desto größer ist sein Bedürfnis nach Geborgenheit. Je größer dieses Bedürfnis, desto eisiger erleben wir die Anonymität und Sachlichkeit unserer globalisierte industrialisierten Welt. Je kälter wir die Welt erleben, desto größer wird unsere Angst.

Es ist unsere Aufgabe als Christenmenschen, die befreiende Botschaft Jesu deutlich auszusprechen. „In der Welt habt ihr Angst“, sagt Jesus. „Aber seid getrost! Ich hab die Welt überwunden!“ Unsere Heimat ist die Welt Gottes. Und diese Erde, die uns so erschreckt, ist nur Gottes Vorgarten. Als Kinder Gottes sind wir hier kein Fremden.

Je mehr Angst ein Mensch hat, desto größer ist sein Bedürfnis nach Geborgenheit.

Darum ist es wichtig, dass wir – zum Beispiel von afrikanischen Beerdigungsgebräuchen – lernen. Wenn wir unsere Toten „angemessen“ begraben, wissen, wo sie liegen, dann hilft uns das zu begreifen, dass Geburt und Tod und alles dazwischen nur ein Teil des Lebens in der Geborgenheit Gottes ist. Alle unsere Ahnen, wir selbst, dies Erde – alles bleibt in der Familie, in Gottes Familie.

Klaus Dieter Hampe, Redaktionsmitglied der Kooperation Missionspresse, Hermannsburg

aus: EineWelt 5/2005 „Begleitung ins Jenseits – Wie wir Abschied nehmen“ Seite 13

Das Fass ohne Boden

Eine fast wahre Geschichte

Spontane, private Hilfe kann ungeahnte Folgen haben. Ehe man sich's versieht, ist man zur Hilfsorganisation geworden. Wer wirklich solidarisch helfen will, braucht einen kühlen Kopf und das Wissen der »Profis«.

Sie sind Rentner und machen eine Urlaubsreise nach Malawi. Der Malawi-See ist idyllisch, die Menschen sind freundlich. Sie freunden sich mit einem »Zimmermädchen«, sie ist Mitte Vierzig, an. Mit ihr machen Sie einen Ausflug in ihr Dorf. 200 Kilometer über immer schlechtere Wege Richtung Norden. Nach strapaziösen Stunden kommen Sie bei einer Ansammlung idyllischer armseliger Hütten an. Eine Schar Kinder fällt Ihrer Bekannten krakeelend um den Hals. Bei »sieben« hören Sie auf zu zählen. »Sind das alles deine Kinder?«, fragen Sie und erfahren, dass einige der Rotznasen Kinder der Schwester Ihrer Bekannten sind. Diese ist letztes Jahr an Aids gestorben. Die Mutter und Tante bringt nun die Kinder zweier Familien mit dem Aufräumen von Touristenzimmern durch.

»Gehen die Kinder zur Schule?«, fragen Sie und erfahren: »Es gibt nicht mal genug zu essen. Wo sollte da Geld für die Schule herkommen?« – Sie haben noch dutzende von Fragen. Am Ende haben Sie einen Plan: Als rüstiger Rentner haben Sie Kraft, Zeit und Ideen. Sie machen ein paar Fotos und verabschieden sich am letzten Urlaubstag von der malawischen Bekannten mit den Worten: »Nächstes Jahr komme ich wieder.« Dieses Versprechen halten Sie. Im nächsten Jahr bringen Sie Geld mit. Sie haben in der Volkshochschule Ihres Heimatortes einen Diavortrag über Ihre Erlebnisse in Malawi gehalten. Ein Wort ergab das andere, und nun haben Ihre deutschen Freunde beschlossen, für das Dorf eine Schule zu spenden.

Doch nun ist Schluss mit der Helferidylle: Verhandlungen mit Behörden, denn so einfach baut man keine Schule – auch nicht im afrikanischen Busch. Häuptling, Bezirksverwaltung, Schulbehörde, Zoll und Polizei wollen mitreden – und etwas von dem Geldsegen abhaben. Wie stellt man sicher, dass das Baumaterial kommt? Wie garantiert man, dass das Geld für die Schule nicht im Dorf verteilt wird, um Essen zu kaufen? Müssen Sie nicht gleichzeitig einen Kindergarten mit dem Angebot von mindestens einer Mahlzeit täglich bauen, damit das Geld nicht in »dunkle Kanäle« fließt? Wer wird der »Arbeitgeber« der Kindergärtnerin und der

„Die christliche Gemeinschaft kann von der Gelassenheit, mit der die älteren Menschen ihr Leben gestalten, viel empfangen. Ich denke vor allem an die Evangelisierung. Ihre Wirksamkeit hängt nicht in erster Linie von der Arbeitsleistung ab. In wie vielen Familien empfangen die Enkel von den Großeltern die erste Grundlage des Glaubens! Aber es gibt noch viele andere Bereiche, wo sich der Beitrag alte Menschen wohltuend auswirken kann. Der Geist handelt, wie und wo er will. Dazu bedient er sich nicht selten menschlicher Wege, die in den Augen der Welt wenig zu zählen scheinen. Wie viele Menschen finden Verständnis und Trost bei alten, einsamen oder kranken Personen, die aber fähig sind, durch liebevollen Rat, durch das stille Gebet und durch das Zeugnis des mit Geduldiger Ergebung angenommenen Leidens Mut zuzusprechen.“

Papst Paul II

Lehrerin? Wie sollen die laufenden Kosten gedeckt werden für Unterrichtsmaterial, für das Gehalt des Personals, für die Nahrungsmittelhilfe? Sie müssen Werbung machen. Presseberichte und Fotos müssen her, damit die »Folgekosten« durch regelmäßige Spenden gedeckt sind. Am besten machen Sie gleich eine Werbebroschüre, die Sie in ihrer Heimatstadt auslegen, damit Sie mehr Spender bekommen. Doch Sie können nicht an zwei Orten gleichzeitig sein. Entweder, Sie führen in Malawi den Kampf mit Behörden und Bauarbeitern oder Sie gehen auf Spenden-Werbetour. Sie brauchen einen Manager für einen dieser Bereiche.

So entsteht aus einer gut gemeinten kleinen Solidaritätsaktion eine »Hilfsorganisation«, mit »PR-Abteilung«, die sich um »Exposure-Reisen« für »Multiplikatoren« kümmert, einer Rechtsabteilung, die sich durch Steuerrecht und Zollbestimmungen wühlt, einer »Logistik-Abteilung«, die Baumaterial, Aidsmedikamente und Computer für die »Außenstellen« der Hilfsorganisation in Lilongwe, der Hauptstadt Malawis, besorgt, denn schon lange können Sie nur mit einem »Vor-Ort-Büro« den Berg von Verwaltungsaufgaben einigermaßen beherrschen.

Diese Infrastruktur müssen Sie aus Spenden finanzieren. Aber wenn Sie mehr als 20 Prozent Ihrer Spenden für Werbung und Verwaltung ausgeben, dann ist Ihre Gemeinnützigkeit gefährdet. Dann entsteht der Eindruck, dass die ganze Hilfsorganisation nur dazu dient, einigen privilegierten Menschen einen guten Job

Kultur geht durch den Magen

Über Religion, Tabus und moderne Heilslehren

zu besorgen. Also müssen Sie weitere Hilfsprojekte in Angriff nehmen, damit Verwaltungsaufwand und Hilfe ein vernünftiges Verhältnis haben. Ihre Hilfsorganisation muss wachsen.

Sie denken, dies sei eine erfundene Geschichte? Dann kommen Sie mit in das Jahr 1875 in das Dorf Ramotswa im südlichen Afrika. Beim Schein einer Petroleumlampe sitzt Missionar Pfitzinger und schreibt einen Brief an seine Schwester Emma. Er erzählt von den Kindern, die bei seiner kleinen Pfarrhütte auftauchen, von ihren Krankheiten, wie Durchfall und Augenentzündungen. Emma Pfitzinger ist eine resolute Krankenschwester. Ein paar Monate später taucht sie bei ihrem Bruder auf. Eine zweite Hütte wird neben das Pfarrhaus gestellt. Die erste Gesundheitsstation im Gebiet der Batswana entsteht.

Und das alles, weil Schwester Emma ihrem Bruder vor 130 Jahren beim Missionieren helfen wollte.

2008: Das »Bamalete Lutheran Hospital« in Ramotswa, Botswana hat 127 Betten, ca. 90.000 Patienten jährlich in der Ambulanz, 10 Ärzte, 100 Schwestern, eine grosse Aids-Arbeit, führt jährlich über 2.500 Operationen durch, bildet Krankenpfleger und Schwestern aus, hat die einzige HNO- und Hydrozephalus-Fachabteilung im Land und eine eigene Werkstatt für Gliedprothesen. 75 Prozent des Krankenhauses finanziert der Staat Botswana, den Rest die lutherischen Kirchen des Landes und ein deutsches Missionswerk, das neben zwei Fachärzten auch den Verwaltungschef stellt. Und das alles, weil Schwester Emma ihrem Bruder vor 130 Jahren beim Missionieren helfen wollte.

Klaus Hampe ist Öffentlichkeitsreferent des Evangelisch-lutherischen Missionswerks in Niedersachsen (ELM), Hermannsburg.

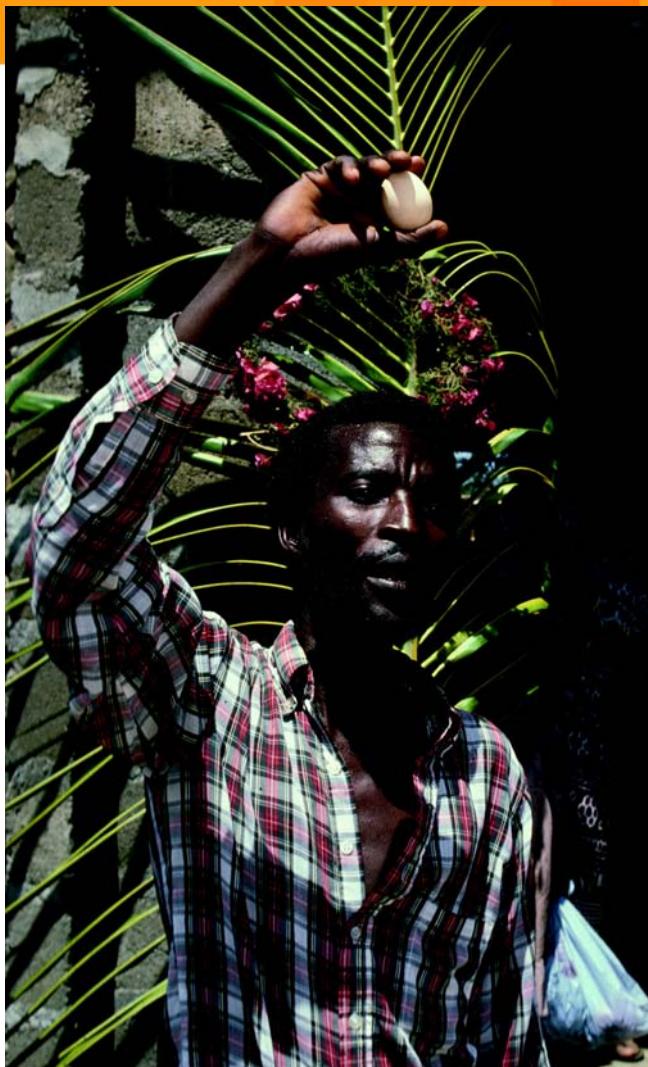
aus: mission.de Materialheft 1: Studentexte, Reportagen, Hintergründe, S. 42

»Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen.« Das Sprichwort stimmt – aber was gegessen wird, wird von Kultur und Religion beeinflusst.

Seit Stunden briet die Ziege am Spiess über dem offenen Feuer. Auf der Veranda der Schule bereiteten die Frauen Gemüse-Gerichte vor, schnitten Cassava in Stücke, um sie anschließend zu grillen. Die Jugendlichen aus Bayern und Tansania, die gemeinsam am kirchlichen Bauprojekt geschuftet hatten, wuschen sich den roten Staub vom Leib und aus den Haaren. Dann, vor dem Richtfest, waren wahre Lobeshymnen zu hören: Dass alle Jugendlichen so fleißig Ziegel für die Schule gegossen hätten, die von den Gästen aus Deutschland ordentlich gemauert worden wären; die tansanischen Gastgeber so viele Speisen vorbereitet hätten, und sich nun alle zusammen auf ein gelungenes Fest freuen dürften. Nach dem ausgiebigen Tischgebet tauschten die Honoratioren des Dorfes und die deutschen Ehrengäste – wie üblich – die ersten Fleischstücke hin und her, um dem anderen jeweils das allerbeste Stück zu überlassen, dann wurde das Tier zerlegt, und jeder erhielt ein Stück.

Es folgten Essensgeräusche und dann, ein leiser Ausruf auf deutsch. „Nee, das krieg ich wirklich nicht runter!“ Hilflos saß eine junge Deutsche vor ihrem Teller, auf dem ein fettes Stück Fleisch lag, das an einer Stelle noch ungar war. „Da musste durch“, meinte ihr Nachbar lakonisch. „Mich ekelt es so!“, flüsterte das Mädchen. „Dann lass es eben liegen“, riet eine andere Weiße. „Das geht doch nicht. Sonst denken unsere Gastgeber, wir seien undankbar“, antwortete eine Mitreisende aus dem Partnerschaftskreis. Der Tansanieraufgegangene weisse Missionar hatte die Szene beobachtet und war wie zufällig an den Tisch gekommen. „Kein Problem“, lächelte er. „Lass es einfach liegen. Spätestens nach dem Abräumen wird es in der Küche einen Liebhaber finden.“ Allgemeine Erleichterung trat ein, und nun konnten auch diese Gäste fröhlich mitfeiern.

Zur gleichen Zeit traf sich in Europa ein Partnerschaftskreis, der die Reise überseeischer Gäste plante. In- und Ausländer sollten zwei Wochen lang in einem kirchlichen Tagungshaus gemeinsam leben.



Die Erstellung des Speiseplans nahm einige Zeit in Anspruch. „Ich denke, wir sollten zu den Hauptmahlzeiten immer Reis reichen. Das sind die Gäste so gewöhnt.“ Die Anwesenden stimmten dem Vorsitzenden zu. Darf man ein Käsefondue anbieten? Oder Knödel? Wie steht es mit Erbsensuppe? Grosse Unsicherheit machte sich breit. Bis jemand sagte: „Also, wenn ich auf Reisen bin, dann probiere ich gerne die ortsübliche Küche.“ Also wurden – zumindest probeweise – heimische Spezialitäten eingeplant, neben dem Reis.

Dass die Nahrungsaufnahme nicht nur dem Erhalt des Körpers dient, sondern dass Essen, in Gemeinschaft genossen, weitere Funktionen hat, ist hinlänglich bekannt. Gemeinsame Mahlzeiten sind sinnstiftend. Identitätsstiftende Werte, die in einer Familie oder im Clan wichtig sind, werden auch bei den Mahlzeiten weitergegeben.

Wer darf wo sitzen? Wer legt wem welche Speise auf? Wer beginnt und beendet das Essen? Was wird von wem gegessen und mit wem geteilt?

Weil alle diese Regeln – die sich weltweit sehr voreinander unterscheiden – für Gemeinschaften wichtig sind, erleichtert die Kenntnis dieser Bräuche das Leben als Gast.



Tansania: Im Gottesdienst gespendete Lebensmittel werden anschließend versteigert.

Warum aber meinen viele Christinnen und Christen aus Europa, sie müssten sich in kulinarischen Dingen überall anpassen, während sie ihren ausländischen Gästen gar nicht die Möglichkeit geben, dies auch zu tun? Erwarten denn Gastgeber anderenorts, dass Gästen alles mundet? Nun könnte man den Weißen unterstellen, sie hielten die Braunen oder Schwarzen für so unflexibel oder borniert, dass sich diese nicht anpassen wollen oder für so ungebildet, keine Informationen darüber zu besitzen, was in der fernen Heimat der Gäste auf den Tisch kommt. Oder sie wollen womöglich damit angeben, ganz genau zu wissen, was „der Guest“ mag. Aber vielleicht schätzen sie ja nur ihre eigene Kultur so gering, dass sie sie anderen nicht zumuten mögen? Wobei es doch so einfach wäre, herauszubekommen, was wer von wem erwartet! Ein Gespräch, eine E-Mail oder ein Brief, in dem gefragt wird: „Gibt es etwas, was ihr nicht essen oder trinken wollt oder könnt? Nennt es uns.“ Oder die klare Ansage: „Leider können wir uns nicht überwinden, Tierblut zu trinken.“ Oder was es eben sonst ist.

Dass ein „Nein, danke“ nicht zwangsläufig zu Verstimmung führt berichtet ein deutscher Pfarrer, der in Russland mehrere Gemeinden betreute: „Nach dem Ostermorgen-Gottesdienst, kurz nach Sonnenaufgang, gibt es in den Gemeinden beim deftigen Fastenbrechen-Frühstück natürlich Wodka. Mindestens 100 Gramm“, er zeigt, wie hoch ein Glas ist, das diese Menge fast: Wasserglas-gross. Er würde nur höchst selten Schnaps trinken, „Aber ganz bestimmt nicht um 7 Uhr morgens, geschweige denn, wenn ich in zwei Stunden einen weiteren Gottesdienst leiten soll.“ Deshalb habe er dankend abgelehnt, mit den freundlichen festen Worten: „Nicht für mich. Trinkt ihr mein Glas auf mein Wohl.“ Zwar habe man sich zunächst gewundert, dann die Schulter gezuckt, und zu guter Letzt das Glas selbst ausgetrunken. Darüber, dass man ihm danach nie wieder Schnaps angeboten hat, sei er froh gewesen.

Was der Bauer nicht kennt, isst er nicht

Dinge, die einem im Halse stecken bleiben, kennt jeder. Dabei muss es sich nicht nur um Speisen wie geröstete Maden oder Ameisen, Meerschweinchen oder Affenfleisch handeln, sondern um (europäisch) bodenständige wie Spinat, Saure Lunge, oder Stierhoden. Eben ganz normale Dinge, nur, dass sie in der Erinnerung mit persönlichen Schrecken belegt sind, oder in der Herkunfts-familie nicht serviert wurden.



So, wie es bei „Muttern“ (oder wahlweise Großmutter oder Vater) geschmeckt hat, finden fast alle Menschen am besten. Dabei ist es unwichtig, ob in der Herkunfts-familie Schmalhans Küchenmeister war, oder ob aus dem Vollen geschöpft werden konnte, Vorlieben (oder Abneigungen) für bestimmte Speisen und Essensge-wohnheiten schütteln die wenigsten Menschen ab.

Weil Einwanderer ihre eigene Küche vermissen, eröffnen sie Restaurants, wo sie so kochen, wie sie es gelernt haben. Italienische Küche, griechische Taverne, Smorebrod, Feuertopf, Wok, Lehmofen ... nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Gastronomie auch auf dem Lande international geworden. Und dann haben sich deutsch sprechende Hausfrauen und -männer daran gemacht, fremd klingende Speisen wie Pasta Ascuta, Suflaki, Nasi Goreng, Sushi, Pili-Pili-Reis oder Köttbullar nachzukochen.

So, wie es bei „Muttern“ geschmeckt hat, finden fast alle Menschen am besten.

Nationale oder religiöse Gedenktage, eine gute Ernte, Geburt, Initiationen und Hochzeiten sind willkommene Gelegenheit mit Familie, Freunde und Nachbarn zu feiern. Gastarbeiter kehren zu den Festtagen nach Hause, von der Schweiz nach Italien, von Österreich nach Kroatien, von Deutschland in die Türkei, von Kuwait nach Tansania, von Hongkong nach China, von den USA nach Panama. Alte Geschichten werden aufgewärmt, Neues berichtet und zu Essen gibt es all die Dinge, die man in der Fremde vermisst. Manchmal wird zu einem Fest erst dann geladen, wenn genügend Nahrungsmittel für ein Gelage beschafft werden können: Familien, die dem Hirtenvolk der Massai angehören, die sich traditionell fast ausschließlich von Tierprodukten ernährt, richten Familienfeste nur aus, wenn sie genügend schlachtreife Ziegen oder Rindern haben. In regenarmen Jahren, in denen das Vieh nicht fett wird, gibt es keine Feiern. Buddhistische Familien decken bei Beerdigungen nicht nur den Tisch für die Trauergemeinde reich, auch die jenseitigen

Mächte müssen durch teure Brandopfer milde gestimmt werden, so dass sich manche Familien über Jahre hinaus verschulden.

Nicht nur in den Kriegen kannte man auch in Westeuropa Hungerzeiten. Die Frage: „Was koche ich heute?“ stellt sich für die meisten Familien hierzulande seit noch gar nicht all zu langer Zeit, stand ihnen früher doch nur das zur Verfügung, was sie selbst oder ihre Nachbarn erzeugten. Man aß, um satt zu werden und um die Arbeitskraft zu erhalten. Die Qualitätsmerkmale wie Nährstoffe, Eiweiß, Vitamine spielten kaum eine Rolle. Kein Wunder, dass Feste willkommener Anlässe für üppig gedeckte Tische waren – was allerdings eher die Frage der Menge, als die der Abwechslung traf.

„Fast wie daheim“ fühlte sich eine Deutsche, als sie in den 80-er Jahren das erste Mal Tansania besuchte. Wobei sich „daheim“ nicht nur auf ihr Herkundorf in Bayern, sondern auch auf ihre Kindheit vor dem 2. Weltkrieg bezog. Sie habe von den Gastgeberinnen erfahren, dass sich deren Leben heute von dem ihren damals kaum unterscheide: „Schwer arbeiten und jeden Tag das gleiche Essen. Bei uns waren es Erdäpfel, hier ist es Mais.“ Sie kann verstehen, dass sich die Afrikaner über den Besuch der Partner freuen. „Das ist doch wie Kirchweih bei uns damals: Alle können essen, so viel sie können‘, sogar Fleisch gibt es genügend!“ Stolz berichtet die 65-Jährige, sie habe alle angebotenen Speisen probiert und das meiste sei „sehr gut gewesen“, wobei sie anmerkt, „genäschig“ – also währerisch – sei sie nie gewesen: „Wir haben immer gegessen, was auf den Tisch gekommen ist. Ohne zu meckern; so, wie halt am Kilimandscharo auch.“ Worüber sie sich allerdings verwundert habe, sei der Umstand, dass es bei jeder Mahlzeit in Tansania Hähnchen gegeben habe. „Ich glaub‘, unsere Gruppe hat alle Hühner in der Gegend aufgegessen“, lacht die ehemalige Bäuerin. Aber die Gäste aus Deutschland seien während ihres Aufenthaltes für ihren Unterhalt selbst aufgekommen. Mehl, Gemüse und Fleisch habe man schon im Voraus bezahlt, damit es nicht heisse: „Die Gäste essen einem die Haare vom Kopf“, schmunzelt die Partnerschaftsreise-Gefährtin.

Schnaps für die Seelenwanderung

Dass manche „Selbstbeschränker“ zu „Selbstverhinderer“ – auch in der weiblichen Form – werden, sieht man an denen, die mit sektiererischem Eifer ihren Körper bändigen, Diäten propagieren, bestimmte Produkte scheuen wie der sprichwörtliche Teufel das Weihwasser. *Warum gestatten Menschen, die religiöse Speisetabus als „unaufgeklärt“ abtun, irgendwelchen Gurus zu bestimmen, was sie essen oder trinken dürfen, während sie sich sonst jegliche Bevormundung verbitten? Vordergründig engagieren sie sich für nichts weniger als die Weltrettung. Ist in der „modernen“ Welt die Erlösung des Körpers wichtiger als die Erlösung der Seele?*

Wer lieber entschlackt, statt zu feiern, sei an die wohltuende Freude freundlicher Mitmenschen erinnert, bei einem Mahl – das auch sehr einfach sein kann – die Ausgeglichenheit und Fröhlichkeit bringt. Salomo spricht davon, dass „alles seine Zeit hat“, auch das Klagen, Weinen und Schweigen. Aber wirklich tröstlich ist, dass „fröhlich sein und sich am Leben gütlich tun, zu essen und zu trinken“ ein Gottesgeschenk ist. Damit redet er nicht der Völlerei das Wort, sondern einem „genug haben“ für alle Menschen.

Diskutieren Sie die kursiv gesetzten Abschnitte in der Gruppe. Folgende Fragen kann das Gespräch leiten: Welche Bedeutung hatte Essen und Trinken in den verschiedenen Lebensabschnitten?

Kochen und essen Sie anders als Ihre Herkunfts-familie?

Wie und was kochen und essen Ihre Kinder und Enkel?

Welche Erfahrungen haben Sie bei Partnerschafts-reisen gemacht?

Den ganzen Text können Sie nachlesen in EineWelt 5/2008 „Essen und Religion – Kultur geht durch den Magen“, Seite 2ff

Allerheiligen auf einem Friedhof in Bolivien.

Bolivien zwischen Tradition und Christentum

Sollen sich die Kirchen auf die traditionellen Beerdigungsriten der indigenen Völker der Anden einlassen oder nicht? Die katholische und die evangelischen Kirchen haben darauf unterschiedliche Antworten gefunden.

Vor dem riesigen städtischen Friedhof von La Paz hat sich eine Menschengruppe zwischen den gedrängt stehenden Marktständen versammelt. Beinahe hat man den Eindruck, sie scharten sich um einen weiteren Verkaufsstand. Um ein weißes Tuch mit Kreuz versammeln sie sich in dem schützenden Halbkreis, um Abschied von einem geliebten Familienmitglied zu nehmen. Mitten im Lärm der verstopften Strasse und des Verkaufs trauern sie, und manchmal übertönt ein Schmerzensschrei das pulsierende Leben.

Die Gruppe bewegt sich Richtung Friedhofeingang. Gleich hinter der Mauer reihen sich die Gräber und Grabnischen dicht aneinander. So dicht, wie in der Stadt gewohnt wird, so zusammengedrängt zeigt sich die Stätte der ewigen Ruhe, wohl im Bewusstsein, dass





sich die Seelen ohnehin bald völlig frei bewegen werden. Die Beigaben im Sarg - Kleider, Essen und persönliche Gegenstände - versorgen den Verstorbenen mit dem Nötigsten. Ein Fläschchen Alkohol und ein paar Blätter Koka stärken die Seele für den Aufstieg zu den Gipfeln der Berge. Von dort wird sie nach acht Tagen als lebenspendendes Wasser wieder herabkommen.

Die Trauernden begleiten den mühseligen Aufstieg der Seele: Acht Tage brennen die Kerzen, und die Angehörigen verlassen kaum das Haus. Am letzten Tag waschen sie die Trauer ab. Auf dem Land ist es sogar üblich, die Kleider über dem Feuer auszuräuchern, damit die Trauer nicht haften bleibt. Man bricht das Fasten, trinkt Schnaps und kaut Kokablätter. Am neunten Tag geht das Fest richtig los: „Der Verstorbene war fröhlich, und wir wollen uns so an ihn erinnern, wie er es sich gewünscht hätte.“

In Bolivien ist der Tod jederzeit auf beängstigende Weise anwesend. Die hohe Kindersterblichkeit, die oftmals fehlende medizinische Versorgung und die vielen Verkehrsunfälle führen den Menschen ihre Verletzlichkeit täglich vor Augen. Abschied und Trauer sind im Alltag sichtbar.

Kirchliche Begleitung ...

Man spürt die Gegenwart der Toten und sucht den Kontakt mit ihnen: Der Friedhof ist ein Ort des Zusammenlebens mit den Verstorbenen. Im Verständnis der Aymara, der indigenen Urbevölkerung Boliviens, beendet der Tod die Beziehung zwischen den Menschen nicht, er verändert sie nur. Freud und Leid mit einer Person gehen weiter. Manchmal besteht sogar die Notwendigkeit, die sachkundige Vermittlung eines Yariri in Anspruch zu nehmen, den Dienst eines wissenden Menschen, der in Verbindung mit kosmischen Kräften und den Seelen steht. Die katholische Kirche hat ein Stück weit akzeptiert, dass sie nicht als einzige im Andenraum Sinn definiert und Riten bestimmt. So werden die wichtigen Momente der Trauer und der Regelung der Beziehung zu den Toten kirchlich begleitet. Ein Priester gestaltet das Begräbnis, wobei Elemente, die der katholischen Liturgie fremd sind, toleriert werden. Und am achten Tag nach dem Tod, an dem das Ende der Trauerzeit gefeiert wird, findet eine Morgenmesse in der katholischen Kirche statt.

Die wichtigsten Anlässe, bei denen sich die Spiritualität und katholische christliche Tradition der Anden begegnen, sind Allerheiligen und Allerseelen. Die

Kirche versucht, die Sehnsucht nach der Begegnung mit den Toten in christliche Deutungsbahnen zu lenken. Es gibt jedoch viele Anzeichen dafür, dass sich an diesen großen Festen verschiedene Welten weitgehend unvermischt gegenüberstehen. Doch die Unvereinbarkeit der Deutungen wird nicht als Gegensatz im europäischen Sinne empfunden.

... und kirchliche Ablehnung

Die Mehrheit der evangelischen Kirchen hingegen lehnt offiziell die Spiritualität der Andernbewohner ab und gestaltet Beerdigungen, abgesehen von der Aufbahrung der Toten im Haus, in etwa so, wie wir es im evangelischen Bereich in Europa kennen. Nur wenige Gemeindeglieder entziehen sich dieser kirchlichen Disziplin. Wenn ihnen das evangelische Korsett zu eng wird, kehren sie in der Regel zur katholischen Kirche zurück. In vielen evangelischen Kirchen, wie zum Beispiel der lutherischen Kirche Boliviens (IELB), führt die Auseinandersetzung um das Verhältnis zur althergebrachten Spiritualität zu einer erheblichen inneren Spannung. Während der ökumenisch und interreligiös offene Flügel den Dialog und die gegenseitige Achtung anstrebt, wird auf der anderen Seite evangelische Identität gerade an der dogmatischen Ablehnung der andinen Tradition festgemacht.

Doch zurück zum Friedhof: Eine Familie steht vor dem Grab der Schwester, Tochter und Enkelin. Eine kleine Plastikpuppe hat noch im Grab gefehlt: Sie wird jetzt gebracht und in die Grabnische gelegt. Dann nimmt der Vater seine Gitarre und beginnt zu singen. Er singt dem verstorbenen Kind ein lustiges Lied, und er weint dabei. Dann verlassen sie wortlos den Ort.

Heinz Bichsel ist Programmverantwortlicher für Bolivien bei mission 21, Basel.

aus: EineWelt 5/2005 „Begleitung ins Jenseits – Wie wir Abschied nehmen“, Seite 5

Ganz schön alt!

Anmut, Würde, Weisheit – Alter in der Dritten Welt

Viele alte Menschen in der Dritten Welt leben weit glücklicher, als die üblichen Klischees glauben machen wollen. Roland Hanewald (Text und Bilder) ist bei seinen Reisen Menschen begegnet, die ganz in der Gegenwart leben und vor ihrer Zukunft keine Angst haben.

Eine Frau auf den Kapverdischen Inseln:
Schönheit ist keine Frage des Alters.



Großmutter Maria Sena feierte ihren 80. Geburtstag. Natürlich waren sämtliche Bewohner ihres Heimatdörfchens Almeirao auf der Kapverden-Insel Sao Vicente zu diesem Anlass zusammengeströmt, und auch die Verwandtschaft war vollzählig zugegen. Da meine Frau und ich uns zufällig in der Nähe befanden, wurden wir gleich mit eingeladen.

Drei Tage dauerte das Fest – wir kamen am dritten. Aber die Jubilarin war keineswegs reif fürs Ruhebett. Sie hieß uns mit einem gar nicht müden Lächeln willkommen und ließ uns immer wieder kapverdische Köstlichkeiten servieren. Oma – wie zögerte man, dieses Wort zu benutzen – Maria wusste, was sie ihren Gästen schuldig war.

Überall in der „Dritten Welt“ trifft man solche lebensfrohen und urgesunden Menschen. Sie strafen den weitverbreiteten Irrglauben Lügen, dass dort ausschließlich Not und Elend herrschen. Wer auf Ferienreisen in tropische, arme Länder außerhalb der touristisch ausgetretenen Routen zum Beispiel eine Favela besucht, dem begegnen zwar in der Tat überwiegend Menschen, die die Meinung zu bestätigen scheinen, dass dort alle spätestens mit vierzig am Ende sind.

Beeindruckende Persönlichkeiten

Doch ein schärferer Blick kann andere Bilder zeigen. Wie wenig materielle Güter die meisten Menschen dort auch besitzen mögen: Immer beeindruckt die eine oder andere grau- oder weißhaarige Persönlichkeit, Mann oder Frau, durch solch augenfällige körperliche und geistige Gesundheit, dass den Erstweltler Staunen, Unglauben und Neid beschleichen. Und man stellt sich eine nahe liegende Frage: Sollte diesen Menschen gerade das Fehlen materiellen Besitzes den Seelenfreunden vermitteln, der körperliches Wohlbefinden im Gefolge hat?

Da könnte etwas dran sein, zumindest nach meinen persönlichen Erfahrungen. Denn diese beeindruckenden Alten, denen ich überall auf der Welt begegnete, waren samt und sonders materiell unbegütert. Nicht arm im Sinne, dass sie dem Hungertode nahe waren. Doch ihnen war gemeinsam, dass sie – zumeist in bescheidensten Verhältnissen – auf dem Land lebten. Die großen Städte waren ihnen eher ein Gräuel.

Der etwa 80-jährige Filipino Anacasio Ramal, mit dem ich sprach, besuchte einmal seine Kinder in der



Anacasio Ramal (80) hielt es in der Großstadt Manila nur kurz aus, dann kehrte er in seine ländliche Heimat zurück.

Millionenstadt Manila. Sie verdienten gut und hatten alles, was man heute so haben muss: Haus mit Klimaanlage, Auto, Fernseher, Handy. Doch den Alten, der daheim ein Stück Reisland bewirtschaftet und im winzigen Auslegerboot auf Fischfang geht, traf die jeglicher Natur entfremdete Umwelt wie ein Schock. Er flüchtete in sein schlichtes, aber selbst gebautes Hütchen aus Bambus und Palmstroh in der Provinz und kam niemals wieder. Und vielleicht wird er noch über hundert Jahr alt, denn er sah ganz danach aus.

Wie viele Jahre, spielt keine Rolle

Die Philippinen mit ihren 7.000 Inseln sind überhaupt ein Paradebeispiel. In hiesigen Medien fällt das Land fast nur durch Schlagzeilen auf, die glauben machen, die Mehrzahl seiner siebzig Millionen Einwohner lebten auf Müllkippen und hätten nicht mit vierzig, sondern mit höchstens dreißig schon alles hinter sich. Simeona Donayre, 75, Jahre, und mit einem Lächeln, das die Sonne aufgehen lässt, ist anderer Meinung. Ihren Enkeln in der Stadt hat die pappige Fertignahrung bereits die ersten Zähne geraubt. Sie ernährte sich ihr Leben lang, wie auch alle anderen gesunden Alten, von dem, was das Land und die See ihr boten, von Gemüse, Früchten, Süßkartoffeln bis zu Fisch.

Noch bescheidener geht es im wüstenhaften Namibia zu. Doch auch dort fiel es nicht schwer, auf solche zufriedenen Senioren zu stoßen. Die Nama-Frau, die in Keetmanshoop im Süden des Landes auf dem Bahnsteig hockte, mochte an die siebzig sein. Genau wusste sie es nicht. Es war ihr auch egal. Vielleicht lässt Altern

sich weitaus besser ertragen, wenn man sich nichts daraus macht.

Das empfand wohl ebenso der Schafhirte in der Kalahari. Dessen Züge von einem harten Leben gemeißelt waren und der sich mit meiner philippinischen Frau auf Deutsch unterhielt, denn die beiden sprachen nur diese gemeinsame Sprache. „Möglich, dass ich hundert bin“, sagte er. Aber das war lediglich eine Zahl, und sie bedeutete ihm nichts. Er blickte auf eine erfolgreich bewältigte Vergangenheit zurück und war damit mehr als zufrieden. Was konnte ihm die Zukunft schon Besseres bringen?

Dem Ende unbekümmert entgegensehen

„Wenn du sehr alt werden willst, musst du beizeiten anfangen ...“ Dieses spanische Sprichwort trifft gleichermaßen auf die kapverdische Oma Maria zu, den besitzlosen namibischen Hirten oder den philippinischen Bauern und Fischer Anacasio Ramal. Kann man von ihnen lernen? Alle haben gemeinsam, dass sie so in der Gegenwart zu leben verstehen, wie die Jahre es ihnen diktieren – sie stellen keine Erwartungen an eine obskure Zukunft. Dass sie sich zu den Falten bekennen, die das Leben in ihre Gesichter schrieb. Dass die jeweilige Umwelt ihr Alter ehrt, ihr angehäuftes Wissen respektiert und ihre Weisheit achtet. Dass sie dem unweigerlichen Ende mit Unbekümmertheit entgegensehen – eine Geisteshaltung, die offensichtlich die angesammelten Lasten leicht ertragen lässt.

Und wer eine Auslandsreise unternimmt, für den könnte es sich lohnen – gegebenenfalls über einen Dolmetscher – mit solchen Menschen Kontakt aufzunehmen und sich ihre Lebensgeschichte erzählen zu lassen. Wer weiß, vielleicht springt dabei aus diesem wohl gefüllten Erfahrungspool etwas Brauchbares für einen selbst heraus. Der Autor jedenfalls hat sich schon reichlich daraus bedient.

Roland Hanewald, heute 65 Jahre alt, ist freiberuflicher Journalist und Autor.

aus: EineWelt 1/2005: Schönes Alter, Seite 6

Schreibwerkstatt

Menschen erinnern sich – Menschen erzählen und hören zu – Menschen schreiben und lesen

„Ich soll meine Memoiren schreiben? Ach, was hab ich denn schon erlebt?!” Würden Sie auch so reagieren, wenn man Sie einlädt an einer Schreib-Werkstatt unter der Überschrift „Mein Leben“ teilzunehmen. Vielen Menschen ist die Idee, über das eigene Leben einen schriftlichen Bericht anzufertigen, fremd. Geschichten zu erzählen, fällt da schon leichter.

Genau das haben Frauen in Tansania getan. Erst haben sie sich gegenseitig aus ihren Leben erzählt, und dann ihre Berichte in Schulhefte geschrieben. Die Erinnerungen dieser 19 Frauen wurden übersetzt und in ein Buch gedruckt. Jetzt kann man sie lesen und die Frauen werden nicht vergessen werden.

Organisieren Sie doch in Ihrem Freundeskreis oder in Ihrer Kirchengemeinde auch Erzähl- oder Schreibtage. Vielleicht finden Sie eine Person, die Ihre Gruppe anleiten kann. So etwas kann ganz wissenschaftlich angegangen werden, oder eher pragmatisch.

Wählen Sie einen Ort und einen Zeitraum:

8 Wochen lang wollen Sie sich einmal wöchentlich für 2 Stunden im Gemeindehaus oder bei Kaffee und Kuchen in einem privaten Umfeld treffen.

Erzählphase – 4 Wochen

Sie stellen das Erzählen unter ein Motto. Zum Beispiel betrachten Sie einen bestimmten Zeitraum „Was ich in meiner Kindheit/Jugend/während meiner Ausbildung/in meiner Schwangerschaft ... erlebt habe“. „Das ist zwischen 1945 und 1955 geschehen“, „So habe ich die Wende 1989 erlebt“, oder auf ein Thema „Konfirmation“, „Krankheit“, „Neubeginn“, „Warum ich Christin bin“ ...

Bei jedem Treffen dürfen je vier Menschen maximal 20 Minuten erzählen und je 10 Minuten sind für Nachfragen reserviert. Kritisiert werden die Berichte nicht.

Schreibphase – 2 Wochen

In den nächsten zwei Wochen treffen Sie sich, um die Geschichten aufzuschreiben. Manchmal ist es hilfreich, sich vorzunehmen, insgesamt nicht mehr als 10 Seiten handschriftlich zu füllen.

Vorlesephase – 2 Wochen

Nun lesen Sie sich die Texte gegenseitig vor. Die Zuhörerinnen dürfen nachfragen, aber nicht kritisieren.

Danach überarbeitet jede Schreiberin/jeder Schreiber ihren/seinen Text und schreibt ihn in Reinschrift.

Nun können Sie die Texte lektorieren und korrigieren lassen, um dann ein Buch daraus machen zu lassen. Dafür gibt es professionelle Unternehmen, die ihre Dienste z.B. im Internet anbietet (www.bod.de). Die Kosten sind abhängig von der Dienstleistung, die Sie wünschen – z.B. persönliche Beratung, Lektorat, Satz und Gestaltung, Druck, Verarbeitung – und von der Auflagenhöhe Ihrer Edition. Sicher finden Sie eine Person in Ihrem Umfeld, die Sie berät und unterstützt.

Anmerkungen: Besprechen Sie in der Gruppe, wie viel Eingriffsrecht Sie der Redakteurin/dem Redakteur geben. Vereinbaren Sie vorher, dass die Redakteurin/der Redakteur nur Schreibfehler und Interpunktionsfehler korrigiert darf. Von weitergehendem Eingreifen in den Text ist abzuraten.

Überlegen Sie sich gut, was Sie über sich „ausplaudern“. Wenn andere Menschen in Ihren Erinnerungen vorkommen, dann denken Sie daran, dass deren Persönlichkeitsrechte nicht verletzt werden dürfen.

Die Lebenserinnerungen der „Großen“ kennen Sie bestimmt, hier zwei Beispiele mit Erinnerungen der Anderen:

Zukunft braucht Erinnerung – Frauenleben in Tansania, Friedrich Reinhardt Verlag ISBN-13: 978-3-7245-1539-5

Gender und religiöse Bildung weltweit – Biographische Einsichten, Lembeck Verlag ISBN-13: 978-3-87476-604-3

»Familien geben keine Sicherheit mehr«

„Die Zeiten, dass Familien an einem Ort zusammenbleiben, gehen auch in Tansania zu Ende. Es ist heute nicht mehr garantiert, dass die junge Generation die Alten zu Hause versorgen kann. Wir werden uns Gedanken machen müssen, wie alte Familienangehörige angemessen versorgt werden. Diakonische Altenheime in Deutschland werden ein Vorbild dafür sein.“

Pastor Aaron Uri, Rektor der Diakonissenschaft „Ushirika wa Neema“

Staatlich gestattete Vergewaltigung

Die so genannten Trostfrauen – »Comfort Women« – des japanischen Militärs

»Trostfrauen« waren während des Chinesisch-japanischen Krieges (1937-1945) und des Zweiten Weltkrieges (1941-1945) vom kaiserlich-japanischen Militär gezwungen worden für die sexuelle Befriedigung der Soldaten zu sorgen. Das japanische Militär verschleppte 100.000 bis 150.000 Frauen aus den von der Kaiserlichen Armee besetzten Gebieten – besonders aus Korea, aber auch aus China und südostasiatischen Ländern wie Taiwan und den Philippinen – in Vergewaltigungslager, die beschönigend „Troststationen“ genannt wurden.

Mit der Einrichtung solcher Lager wurde direkt nach dem von Japan verübten Massaker im chinesischen Nanking im Dezember 1937 begonnen. Die Führungskräfte des japanischen Militärs hatten diese Truppenbordelle eingerichtet, um die Vergewaltigung von Zivilistinnen in den Kriegsgebieten durch Soldaten zu verhindern, denn man befürchtete, dass die Männer an Geschlechtskrankheiten erkrankten und dadurch ihre Kriegstauglichkeit verlören. Um die Unzufriedenheit der zwangsrekrutierten Soldaten im japanischen Invasionskrieg zu besänftigen, benutzte das japanische Militär die „Trostfrauen“ als so genannte „kaiserliche Gabe für die kaiserliche Armee“. Die Einrichtung der „Trostfrauen“ sollte die Gefahr der Spionage vermindern: Frauen, die die japanische Sprache nicht beherrschten, konnten keine Informationen weitergeben.

Für die Verschleppung der Frauen in die Militärbordelle wurden verschiedene Methoden angewandt. Die japanischen Besatzungstruppen beauftragten zivile Personen damit, nach Japan, Korea und Taiwan zu gehen und Frauen „anzuwerben“. In manchen Fällen wurden auch koreanische oder taiwanesische Truppen damit beauftragt. Nach Angaben des japanischen Kriegsministeriums waren auch die Militärpolizei und die Polizei darin verwickelt. Frauen in Korea wurden Arbeitsverträge in einer japanischen Rüstungsfabrik, verbunden mit sehr gutem Verdienst, versprochen.

Nach der Kapitulation Japans 1945 hatten es diejenigen Frauen, die in den „Troststationen“ der noch funktionsfähigen Truppen dienten, noch verhältnismäßig gut: Sie wurden zusammen mit den japanischen Soldaten in den Lagern der Alliierten gefangen gehalten und konnten nach Monaten oder Jahren wieder heimkehren. Es gab jedoch viele Frauen, die beim

Rückzug der japanischen Truppen systematisch ermordet wurden.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurden die japanischen Kriegsverbrecher von den Alliierten vor Gericht gestellt. Die Zwangsprostituierung von Frauen kam allerdings nur in Ausnahmefällen vor ein Gericht. Damals betrachtete man das „Trostfrauen-System“ nicht als Menschenrechtsverletzung. In einer Gesellschaft mit männerzentriertem Sexualdenken galten Vergewaltigungen oder Prostitution zu Kriegszeiten als selbstverständlich. In Berichten der Alliierten galten die Frauen als Prostituierte. Viele Überlebende empfanden ihr Schicksal als große Schande und schwiegen.

Die Frage der „Trostfrauen“ wurde durch den Frauenverband der koreanischen Kirchen („Korea Church Women United“), der seit den 70-er Jahren eine Kampagne gegen den Sextourismus leitet, an die Öffentlichkeit. 1988 wurde das Thema anlässlich eines internationalen Seminars in Korea öffentlich gemacht. Der kirchliche Frauenverband appellierte an die nationalen Frauenorganisationen, und 1990 wurde mit insgesamt 37 verschiedenen Mitgliedern der „Koreanische Rat für die „Trostfrauen““ gegründet. Deren Arbeit wurde auch von ausländischen kirchlichen Organisationen, wie z.B. dem Evangelischen Missionswerk in Deutschland e.V. (EMW), finanziell unterstützt.

Im Rahmen einer offiziellen Erklärung fordert der Koreanische Rat die japanische Regierung auf, die Verbrechen aufzudecken, sich öffentlich für die Grausamkeiten zu entschuldigen, die Überlebenden und Hinterbliebenen zu entschädigen, für die Opfer ein Mahnmal zu errichten, die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen, sowie die Verbrechen als festen Bestandteil in den Geschichtsunterricht aufzunehmen.

Selbsterkenntnis

Während ich diese Erfahrungen des Alterns zusammenfüge, wird mir wieder einmal sehr deutlich, dass es sich um ein auffälliges Muster von Gegensätzlichem handelt, das ich zu vereinen versuche.

Ich nehme die Grenzen meiner Selbststeuerung wahr – erkenne aber auch die großen Chancen dieses Lebensabschnittes.

Ich erlebe Verluste und Risiken – aber auch eine große Bereicherung durch bisher ungelebte Formen meines Daseins.

Ich empfinde mich manchmal als abhängig – gleichzeitig aber von vielen widrigen Umständen unabhängig.

Ich kann mich jetzt intensiv Wenigem widmen – und dabei vieles einfach auf sich beruhen lassen.

Ich ziehe mich mit Genuss in ein privates Dasein zurück und nehme doch mit brennender Anteilnah-

me das Weltschicksal wahr.

Ich kann manchmal ganz einfach „nichts tun“ und doch leben wie jemand, der keine Zeit zu verlieren hat.

Ich sage „Ja“ zu meinem Leben – und habe doch noch eine Menge Fragen an mich und an andere.

Ich möchte bis zu meinem Ende die Spannung dieser Gegensätzlichkeiten aushalten lernen und damit zur „Integration des Alters“ kommen, wie der Fachjargon es nennt.

Vielleicht besteht der eigentliche Sinn dieses Lebensabschnittes darin, dass ich „offen“ bleibe – offen für jene Wirklichkeit, die mein Ich ständig übersteigt, und die größer ist als alle Erwartungen beim Altwerden.

*Martha Krause-Land
Woche für das Leben: Arbeitshilfe 104/1993*

Eine Telefonseelsorge für ehemalige „Trostfrauen“ wurde in Korea eingerichtet. Beratungsstellen in anderen Ländern folgten.

Dadurch ermutigt griffen die Wiener UN-Menschenrechtskonferenz 1993 und die Weltfrauenkonferenz 1995 in Peking das Thema „sexuelle Gewalt gegen Frauen im Krieg“ auf.

Am 12. Dezember 2000 endete ohne juristische Konsequenz das Internationale Kriegsverbrechertribunal gegen Japan mit einem vorläufigen Urteil: Der Entwurf des Urteils sieht vor, den ehemaligen japanischen Kaiser Hirohito und in seiner Nachfolge die jetzige japanische Regierung schuldig zu sprechen für die sexuellen Verbrechen der Armee. Das System der Zwangsprostitution in der japanischen Armee sei institutionalisierte Vergewaltigung und sexuelle Sklaverei, die eindeutig Verbrechen gegen die Menschlichkeit sind.

Die japanische Regierung soll verurteilt werden, den Opfern eine angemessene Entschädigung zu zahlen, sich offiziell bei den Opfern zu entschuldigen und die japanische Bevölkerung, besonders die Jugend, über diese Kriegsverbrechen aufzuklären.

Grundlage zu diesem Text waren drei Artikel aus dem EMW-Länderheft „Weltmission heute 42 – Korea & Japan – Der schwierige Weg zur Versöhnung“. Zu bestellen: service@emw-d.de

Literaturliste

Theo Sundermeier: Aus einer Quelle schöpfen wir – von Afrikanern lernen; Gütersloher Verlagshaus 1992

Die unwürdige Greisin, in: Bertolt Brecht: Kalendergeschichten, Weiß Verlag 1956

Der Mann im Apfelbaum in: Siegfried Lenz: So zärtlich was Suleyken, Hoffmann und Campe 1988

Christine Nöstlinger: Werter Nachwuchs, dtv 1990

Liliane Giudice: Ohne meinen Mann. Aufzeichnungen einer Witwe, Kreuz-Verlag, 1996

Velma Wallis: Zwei alte Frauen: Eine Legende von Verrat und Tapferkeit, Piper Verlag 2010

Johannes Paul II: Brief an die alten Menschen; Verlautbarung des Apostolischen Stuhls 1999

Bausteine Altenarbeit, Praxismappe 2/2004, Bergmoser + Höller Verlag AG, 2004



Koordination und Projektbüro:
**Evangelisches Missionswerk
in Deutschland e.V.**
Normannenweg 17-21, 20537 Hamburg
Tel. (040) 254 56-148, Fax -448
E-Mail info@mission.de

Dieses Heft überreichte Ihnen:



- **Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland**
- **Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste im Diakonischen Werk der EKD**
- **Berliner Missionswerk**
- **Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland K.d.ö.R.**
- **Christoffel Blindenmission**
- **Deutsche Bibelgesellschaft**
- **Deutsche Evangelische Missionshilfe**
- **Deutsche Gesellschaft für Missionswissenschaft**
- **Deutsche Seemannsmission**
- **Deutsches Institut für ärztliche Mission**
- **Evangelisch-altreformierte Kirche in Niedersachsen**
- **Evangelische Brüder-Unität**
- **Evangelisch-methodistische Kirche - Mission und internationale kirchliche Zusammenarbeit**
- **Evang.-Luth. Missionswerk Leipzig**
- **Ev.-luth. Missionswerk in Niedersachsen**
- **Evangelische Kirche in Deutschland**
- **Evangelisches Missionswerk in Südwestdeutschland**
- **Gossner Mission**
- **Herrnhuter Missionshilfe**
- **Hildesheimer Blindenmission**
- **Mission EineWelt - Centrum für Partnerschaft, Entwicklung und Mission der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern**
- **Norddeutsche Mission**
- **Nordelbisches Zentrum für Weltmission und kirchlichen Weltdienst**
- **Vereinte Evangelische Mission**
- **Verband Evangelischer Missionskonferenzen**

